

Chaos auf Sri Lanka nach Sturz der Staatsspitze

Demonstranten stürmen den Präsidentenpalast und setzen das Haus des Regierungschefs in Brand. Energiekrise und Hunger trieben sie zur Revolte.

Markus Bernath

Die heraufziehende globale Nahrungs- und Energiekrise im Gefolge des Ukraine-Krieges hat erstmals zu einem politischen Umsturz geführt. Mehrere tausend aufgebracht Sri Lanker stürmten am Samstag den Präsidentenpalast in der Hauptstadt Colombo und vertrieben den Staatschef Gotabaya Rajapaksa. Mit ihm stürzte der Familienclan, der Sri Lanka, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, 17 Jahre lang regiert und am Ende wirtschaftlich ruiniert hat.

Rajapaksa soll in einer Militärbasis am Stadtrand von Colombo Zuflucht gefunden haben. Auch seine Brüder, der frühere Präsident und Regierungschef Mahinda und der ehemalige Wirtschaftsminister Basil Rajapaksa, waren untergetaucht.

Im Swimmingpool des Präsidentenpalasts erfrischen sich derweil die Demonstranten. Sie hatten die am Tag zuvor verhängte Ausgangssperre ignoriert, waren trotz der akuten Treibstoffknappheit mit Bussen aus allen Inselteilen nach Colombo gekommen, hatten die Barrikaden vor dem Palast durchbrochen. Polizei und Armee gaben auf und machten ihnen Platz. Wenig später erklärte sich auch der Regierungschef Ranil Wickremesinghe zum Rücktritt bereit. Eine Allparteienregierung soll die Staatsgeschäfte übernehmen. Demonstranten setzten am Abend seine Residenz in Brand.

Sri Lanka ist seit April zahlungsunfähig, die Finanz- und Wirtschaftskrise hat sich durch den Ukraine-Krieg deutlich verschärft. Medikamente und Nahrungsmittel sind knapp, der Verkauf von Treibstoff an Privatpersonen ist vorübergehend verboten worden.

Japan fürchtet sich

Wie zwei Schüsse das Gefühl von Frieden und Sicherheit zerrütteten

Sonja Blaschke, Tokio

Als gerade niemand vor dem Schrein betet, nutzt ein älterer Wachmann die Gelegenheit. Mit einem Stock stupst er Blumen und Reisweinflaschen an. Die Sicherheit sei an diesem besonderen Ort höher als anderswo, sagt der Mann in Uniform, denn «hier ist die Seele Japans». Unter den Gaben sind auch weisse Trauerblumen und ein Dankesbrief an Shinzo Abe. «Ruhen Sie in Frieden» steht auf einer Tafel, «Vielen Dank für das, was Sie für das Land getan haben» auf einer anderen.

Der frühere Ministerpräsident war am Freitag in der alten Kaiserstadt Nara bei einer Wahlkampfrede von einem 41-Jährigen angeschossen worden. Eine von zwei Kugeln traf das Herz. Abe wurde mit dem Helikopter ins Spital gebracht, wo er verstarb.

Japan nach rechts gerückt

Es ist kein Zufall, dass sich gerade diesen Schrein in Tokio aufsuche, um der Gefühlslage der Menschen nach dem gewaltsamen Tod eines der bekanntesten Politiker Japans nachzuspüren. Der Yasukuni-Schrein ist umstritten, weil dort neben gefallenen Soldaten auch Generäle verehrt werden, die im Zweiten Weltkrieg Kriegsverbrecher waren. Er zieht Rechtsradikale an, die Japans Kriegsschuld leugnen. Abe besuchte ihn trotz der Kontroverse einmal im Amt - und erzwürnte damit die Nachbarn in Ostasien, die das als Affront empfinden. Fortan beschränkte sich der erzkonservative Nationalist auf das Senden von Opfern.

Sein Vermächtnis, Japan nach rechts gerückt zu haben, wird das Land noch lange begleiten. Zwar konnte er sein Herzensprojekt, die Reform der pazifistischen Verfassung, nicht verwirklichen. Doch mit sprachlichen Kniffen raffte er es, Japan Soldaten im Rahmen von «kollektiver Selbstverteidigung» mehr Macht und Mittel zu geben, mit dem Fernziel, Japan eine «richtige» Armee zu verschaffen. Umso bizarrer



Trauernde beten am Ort des Attentats auf den früheren Regierungschef Shinzo Abe. (Nara, 9. Juli 2022)

wirkt es, dass der Attentäter früher bei der Marine war.

«Die Sicherheitsmassnahmen sind doch so strikt in Japan», wunderte sich Hideaki Kureyama. Er fotografiert die Votivtafeln. Der 45-Jährige arbeitet ganz in der Nähe. Weil ihm das Ganze auch noch am Tag danach keine Ruhe gelassen habe, sei er zum Schrein gekommen. «Ich habe für Frieden gebetet», sagt er, und dazu den Beistand der Ahnen ersucht. Abe sei mit 67 Jahren für einen Politiker noch jung gewesen. «Er hätte gut noch eine dritte Amtszeit machen können», sagte Kureyama und spricht aus, was viele denken. Abe war von 2006 bis 2007 und von 2012 bis 2020 Regierungschef - so lang wie kein anderer Politiker nach dem Zweiten Weltkrieg in Japan, und länger als sein eigener Grossvater.

Wer einmal aus der Bahn gerät, für den gibt es im «Abenomics» Japan wenig Alternativen.

Beide Male trat Abe angeblich wegen einer Darmkrankheit zurück - und immer nach Skandalen wegen Korruption und Vetternwirtschaft.

Ich spreche am Schrein eine Frau Anfang 30 an. Sie weicht erst zurück. Ob ich sie zu ihren Gedanken zum Anschlag auf Abe fragen dürfe? Ihre Augen füllen sich mit Tränen, die unter ihre Maske kullern. Auf Englisch sagt sie etwas wie «Ich bin traurig». Als ich nachfrage, ob wegen Abe, nickt sie nur. Trauert sie um Abe als Person? Ist es die Angst davor, was der Tod des mächtigen Politikers, der auch nach seinem Rücktritt als Chef der grössten Fraktion der Liberaldemokraten einflussreich blieb, für Japan bedeuten würde? Fürchtet sie um ihre eigene Sicherheit - wie nach grossen Terroranschlägen?

Die Schüsse scheinen für viele Japaner das Gefühl der Sicherheit beschädigt zu haben. Während manche auf den Attentäter wütend sind, dominiert Fassungslosigkeit. Es ist ein Land, das im ganzen Jahr auf maximal zwei



Shinzo Abe

Dutzend Fälle von Waffengewalt kommt. Wo Menschen in Cafés Laptop und Handy ohne Sorge auf dem Tisch lassen, wenn sie zur Toilette gehen. Wo oben offene Handtaschen in der Bahn kein Problem sind. Wo man keine Drohgebärden, Pöbeleien oder Schlägereien sieht.

Nur ein Irrer?

Die Indizien deuten auf das Werk eines Einzelgängers, der sich wegen familiärer Probleme in etwas hingesteigt hatte. Während manche auf die Mutter haben einer religiösen Organisation viel Geld gespendet und so die Familie zerstört. Er wollte erst ein führendes

Mitglied der Organisation töten. Als ihm dies nicht gelang, schwenkte er auf Abe um, von dem er annahm, dass er mit ihr in Verbindung stand. Erst dachte er an Sprengstoff, dann begann er Schusswaffen zu basteln - mit zwei bis sechs Rohren, Schiesspulver und Plastikband. So konnte er die strengen Waffengesetze Japans umgehen.

Kann man den Vorfall als Tat eines Verwirrten abhaken? Oder steht sie symbolisch für ein Land im Niedergang? Manche glauben, es gäbe immer mehr Männer in diesem Alter, die sich nicht wertgeschätzt und ausgegrenzt fühlen - und zur Gewalt griffen. Wie ein Mann, der 2019 ein Anime-Studio in Kyoto in Brand steckte, weil er glaubte, um seine Ideen betrogen worden zu sein. Häufig gehen diese Männer keiner festen Arbeit nach, leben isoliert. Wer einmal aus der Bahn gerät, für den gibt es in Japan wenige Alternativen. Zumal in einem von «Abenomics» geprägten Land, das Wohlhabende bevorzugt.

Abe war das Gesicht Japans auf der internationalen Bühne, sein staatsmännisches und sicheres Auftreten wurde geschätzt, im Innern regierte er aber mit Arroganz und Machtwillen, der Widerspruch durch geschickte Steuerung der Medien im Keim erstreckte. Verbindungen zu rechtsextremen Gruppierungen kamen nur allzu häufig auf. Rechte Gruppierungen im Internet haben sich unter Abe zunehmend zur Bedrohung entwickelt.

Zu befürchten ist, dass das Attentat instrumentalisiert wird. Kurzfristig dürfte es den Liberaldemokraten einen noch höheren Wahlsieg verschaffen. Längerfristig befürchten manche, dass die unter Abe intensivierten polizeilichen Überwachungsmaßnahmen verschärft werden. Dass unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung Freiheiten eingeschränkt werden. Dann hätte das Attentat, das nun viele im Vorfeld der Wahlen auch ein Angriff auf die Meinungsfreiheit verurteilen, genau das bewirkt - nur auf ganz andere Weise.

Im fünften Monat des Krieges steht die ukrainische Armee an einer Wegscheide. Die Soldaten an der Front spüren es, die Kommandanten, die Regierung in der Hauptstadt. Der Monat Juli mag den langsamen Weg in die Niederlage einleiten oder doch noch zu einem Sieg in ferner Zukunft führen, mit Willensstärke erträgt, mit Wut und mit den Waffen des Westens erkämpft. Jetzt aber ist die Zeit der Zweifel. Der

Für die Ukrainer beginnt die Zeit des Zweifels

Erschöpft und dezimiert: Die ukrainischen Soldaten haben der Übermacht der russischen Artillerie wenig entgegenzusetzen. Mitten im Krieg sind sie gezwungen, ihre Armee neu auszurichten.



Ukrainische Soldaten im Donbass ruhen sich kurz aus von den zermürbenden Kämpfen an der Front. (21. Juni 2022)

Markus Bernath

17 Hektar. So viel haben sich die Ukrainer diese Woche zurückgeholt. Drei Soldaten zogen die Fahne hoch, legten Felsbrocken auf den eisernen Dreifuss des Fahnenmasts am Boden, damit der Wind ihn nicht umfegt. Doch dann kamen schon wieder die Russen und bombardierten die Schlangeninsel im Schwarzen Meer, südlich von Odessa. Nichts ist sicher in der Ukraine, alles können die Russen angreifen, ganz nach Belieben, eine winzige Insel weit von der Front im Osten ebenso wie ein Hochhaus in Kiew. Ihr Waffenarsenal ist viel zu gross. Kein Heldennut kann es zerstören. Wie soll man da seine Moral bewahren?

Im fünften Monat des Krieges steht die ukrainische Armee an einer Wegscheide. Die Soldaten an der Front spüren es, die Kommandanten, die Regierung in der Hauptstadt. Der Monat Juli mag den langsamen Weg in die Niederlage einleiten oder doch noch zu einem Sieg in ferner Zukunft führen, mit Willensstärke erträgt, mit Wut und mit den Waffen des Westens erkämpft. Jetzt aber ist die Zeit der Zweifel. Der

Erfolg auf der Schlangeninsel ist den Ukrainern schnell zerronnen, noch viel folgenreicher ist die militärische wie psychologische Niederlage im Donbass. Der schieren Übermacht an Artillerie können die Ukrainer dort nur wenig entgegenzusetzen. 20 000 Geschosse am Tag feuern die russischen Soldaten ab, 6000 die ukrainischen, so lautet eine noch günstige Schätzung des Royal United Services Institute, einer britischen Militärdenkfabrik. Die Ukrainer haben weit weniger Artillerie als die Russen. Und ihre Munition geht aus.

Kritik an der Regierung

Einen Monat lang haben sie verbissen die Industriestadt Sewerodonezk verteidigt und am Ende nach schweren Verlusten aufgeben müssen. Die Zwillingstadt Ljitschansk am anderen Flussufer fiel danach innert weniger Tage. «Menschelben sind für mich wichtiger als der Name Ljitschansk», so wird Juri Beresa, der schillernde und eigensinnige Kommandant eines Regiments, in einem Frontbericht der «New York Times» zitiert. Beresa, Präsident des Fussballklubs Dnipro-1, war einmal Parlamentsabgeord-

Stetiger Vormarsch

Mehr als ein Fünftel der Ukraine ist in russischer Hand



ner und Berufssoldat. Er gehört zu jenen, die nun die Regierung kritisieren für ihr Festhalten an Städten im Donbass, deren Verteidigung offenkundig aussichtslos ist. Zwischen 100 und 200 Tote am Tag musste die ukrainische Armee in den zurückliegenden Wochen hinnehmen. Genaue Zahlen nennen Militär und Regierung nicht. Doch ganze Kompanien sollen halbiert oder gar ausgelöscht worden sein. Verwundungen und psychische Schäden durch die pausenlosen Explosionen an der Front demoralisieren die Truppe. Was für ein Wandel, verglichen mit den ersten Kriegswochen im Februar und März.

Damals sah die Welt verblüfft, wie dilettantisch und schlecht vorbereitet die russische Armee

die Eroberung von Kiew und Charkiw, der zweitgrössten Stadt des Landes, versucht hatte. Die Ukrainer trotzten den Angriffen und konnten bald das Blatt wenden. Mit bewaffneten Drohnen zerstörten sie die kilometerlangen Kolonnen russischer Militärfahrzeuge. Mit den britischen Starstreaks - Raketen, die sie von der Schulter abfeuerten - schossen sie Kampfflugzeuge ab. Mit den kaum mehr als einen Meter langen Javelins vor allem - englisch für Speer - griffen ukrainische Soldaten ein ums andere Mal russische Panzer an. Die amerikanischen Abwehrwaffe, die sich selbst ins Ziel lenkt, was wirksam, dass ukrainische Aktivisten eine eigene Ikone erfanden, ein Abziehbild, das eine Madonna mit einer Javelin im Arm zeigt. Diese St. Javelin zielt seither Waffen und Kleidung im Land.

Armee will Zeit gewinnen

Doch all das gehörte zur ersten Phase des Kriegs. Die zweite, im April, war noch kürzer. Die Russen versuchten, in einem grossen Bogen vom Nordosten zum Donbass vorzustossen und dabei das Gros der ukrainischen Truppen einzukesseln. Auch dies scheiterte am Widerstand der Ukrainer. Moskau reduzierte sein Kriegsziel nochmals, nun sollte es allein um die Eroberung des ganzen Donbass gehen. Diese Phase drei begann im Mai und dauerte bis zur Einnahme von Sewerodonezk am 20. Juni. Seither sind es die Ukrainer, die ihre Strategie geändert haben.

Sie geben im Donbass Gelände auf, wenn der Beschuss durch die russische Artillerie zu heftig wird; sie stellen ihre Truppen nach einem Rückzug neu auf und versuchen, den Vormarsch der Russen aufzuhalten - und Zeit zu gewinnen, bis neue, schwere Waffen aus dem Westen eingetroffen sind. Mit Kampfdrohnen und Javelins können sie derzeit nicht viel ausrichten. Die Ukrainer müssen mit Panzerhaubitzen und Raketenwerfern über Kilometer hinweg gegen russische Stellungen kämpfen. Zu einer Gegenoffensive sind sie nicht in der Lage. Weder im Donbass noch in den besetzten Gebieten im Süden um Cherson. Den Ukrainern fehlen hierfür die Feuerkraft und die notwendigen Soldaten. Selbst das Ziel, die russische Armee auf die

Zur Gegenoffensive sind die Ukrainer nicht in der Lage. Es fehlt an Soldaten und Feuerkraft.

Linien vor dem Kriegsbeginn im Februar zurückzudrängen, ist derzeit also nicht zu erreichen. Eine deprimierende Erkenntnis für das ukrainische Militär nach so vielen Wochen Kampf, Verlusten und Zerstörung. Mehr als ein Fünftel ihres Staatsgebiets ist nun von den Russen erobert worden - auf die Schweiz umgelegt, würde es den Verlust der Kantone Graubünden und Uri bedeuten.

Lässt sich das Blatt wenden? Ukrainische Kommandanten versichern, der Einsatz der über 100 amerikanischen und kanadischen Haubitzen des Typs M777 mache bereits einen Unterschied. Gleiches gilt für die zwei Dutzend deutscher und französischer Geschütze - Panzerhaubitzen 2000 und Caesar. Es sind rollende Kanonen, aber computergesteuert, schneller und präziser als jene aus russischer oder sowjetischer Produktion und in der Lage, mehrere Geschosse gleichzeitig einschlagen zu lassen. Dennoch gelangen damit bisher nur punktuelle Erfolge auf dem Schlachtfeld. Deutlicher scheint die Wirkung der amerikanischen Raketenwerfersysteme Himars. Acht sind derzeit im Einsatz - vier weitere sollen geliefert werden. Dem ukrainischen Militär war es damit offenbar möglich, innert neun Tagen elf russische Munitionsdeposits zu zerstören, die zum Teil weit hinter den Frontlinien lagen. Himars feuern in der Ukraine Raketen über eine Distanz von derzeit wohl 70 Kilometern und mit einer Genauigkeit von angeblich fünf Metern.

Den Nachschub der russischen Armee an Munition und Treibstoff zu unterbrechen, gilt als Schlüssel zum Erfolg der Ukrainer. Hätten diese zudem mehr Geschütze und Munition, könnten sie die russischen Truppen stoppen oder gar zum Rückzug zwingen. Aber das setzt eine industrielle Rüstungsproduktion für die Ukraine in Europa und den USA voraus. Solange es diese nicht gibt, nimmt sich die Feuerwalze der russischen Artillerie jeden Tag ein Stück der Ukraine.

WIR BLEIBEN VERBUNDEN

Im besten Netz der Schweiz.
90% Abdeckung mit 1 Gbit/s.



Bestes Internet der Schweiz
gemäss umlaut Benchmark Oktober 2021.

Sunrise

DREAM BIG. DO BIG.

Die Waffen des Westens

Reichweite und Genauigkeit zählen



Das amerikanische Raketenwerfersystem Himars.

Sechs Raketen können ukrainische Soldaten innerhalb von Sekunden mit dem Himars (High Mobility Artillery Rocket System) abfeuern. Die Reichweite um 70 Kilometer und die Präzision machen es für die russische

Armee gefährlich. Acht dieser auf einen Lastwagen montierten, schnell beweglichen Systeme lieferten die USA bereits, vier folgen noch. Die Ukraine nutzt sie jetzt, um russische Munitionsdeposits zu zerstören.



Die amerikanische Panzerabwehrakete Javelin.

Javelins waren die Wunderwaffe der Ukrainer zu Beginn des Kriegs. Die mit Munition knapp 23 Kilogramm schwere amerikanische Waffe dient zur Zerstörung von Panzern. Einmal abgefeuert, sucht sich die

Rakete ihr Ziel selbst und trifft einen Panzer auf der weniger geschützten Oberseite. Im Artilleriegefecht im Donbass ist sie nun weniger nützlich. Die russischen Stellungen sind meist mehrere Kilometer entfernt.